Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

39. Jahrgang.

1906 Berlin-Bremen, den 14. April. **Nr. 15**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Ostern. Von C. Stage. — „Sie haben meinen Herrn weggenommen." Von Flora Holthoff. — David Friedrich Strauß als Dichter. III. Von Kreyenbühl. — Aus den russischen Ostseeprovinzen. II. — Auferstehung. Von E. Kettner. — Die Notlage des modernen Religionslehrers. Von D. Erwin Preuschen. — Vom Büchertisch.

Ostern.

Eph. 5, 14: Wache auf, der du schläfst, stehe auf von den Toten, so wird dich Christus erleuchten.

Ostern — ein Siegesfest. Wir feiern einen Sieg, der nicht mit Waffengewalt errungen ist, nicht mit Strömen von Blut und dem Elend von Tausenden erkauft. Es ist ein Sieg des Geistes, der Sieg über Tod und Grab, über Sünde und Unrecht, über Nacht und Wahn. Als unüberwindlicher Held ging Jesus Christus aus solchem Kampfe hervor. Aber Ostern soll ein Siegesfest für uns alle werden. Christus ist uns zum Vorbild gegeben nicht bloß im Gehorchen und Dienen, im Leiden und Kreuztragen, sondern auch im Aufwärtssteigen von der Erde zum Himmel. Das ist die Mahnung des Osterfestes an uns, das ist der Segen, den es uns bringen soll, daß wir die Todesbande abschütteln, daß wir aufstehen zu neuem Leben.

Todesbande! Ja, wie viele haben den Namen, daß sie leben und sind tot! Tot in jenem Unglauben, der nicht im Kopfe, sondern im Herzen sitzt, in der falschen Frömmigkeit, die zufrieden ist mit den Außendingen in der Religion, die nicht ernst macht mit der inneren Heiligung, tot in Angst und Bangen, in Sorge und Mutlosigkeit! O, daß in alle solche Herzen der Osterruf dränge: steh auf! Auch in dieses Dunkel will der Auferstandene Licht bringen. Hören wir nur seine Stimme, schöpfen wir höhere Kraft und höheres Leben aus seinem Wort und Geist. Lassen wir uns hinweisen auf den Vater, der alles herrlich hinausführt. Lassen wir uns wegwälzen den schweren Sorgenstein und Gottes Sonne freundlich auf unseren Lebensweg strahlen. Sprengen wir die Fesseln des vergänglichen Wesens, die Bande, die den unsterblichen Geist gefangen halten. Geben wir der Seele die Nahrung, deren sie bedarf.

Todesbande! Kennen wir nicht alle auch die Bande der Selbstsucht und trägen Gewohnheit? Wie viele Opfer weihen wir unserm lieben Ich! Wie oft hört uns die Welt da auf, wo unser persönliches Interesse aufhört! Wie wenig Herz haben wir für den Bruder, für sein Wohl und Wehe! Wie oft ist unsere Tür verschlossen, wenn die Nächstenliebe daran klopft! Und wie leicht erstarrt dann alles in uns, und kein linder Frülingshauch, kein Sonnenstrahl aus dem Reiche der Liebe vermag mehr hinabzudringen! Da will uns der Auferstandene zurufen: steh auf! Sein Geist hat den neuen Liebesfrühling heraufgeführt nach dem langen, kalten Winter, der durch Jahrtausende über der Menschheit lag. Vor diesem Geiste der Liebe, dessen Sieg uns Ostern verkündet, müssen alle Fesseln der Selbstsucht fallen, müssen alle Herzen sich öffnen, müssen alle Scheidewände zusammenstürzen, die noch den Menschen vom Menschen trennen. — Und ist es nicht ebenso mit der trägen Gewohnheit, die wir mit uns schleppen? Jenem Leben ohne ernsten Kampf, ohne ernstes Ringen nach Besserung und Erneuerung? Wenn das Gute unser wahres Leben werden, wenn wir Menschen werden wollen nach dem Herzen Gottes, dann muß es ein Ende nehmen mit der Halbheit, mit dem Scheinleben, das wir führen. Da gilt es Ernst, Ausdauer, Geduld; da heißt es: aufstehen, das Übel an der Wurzel fassen, durch Gottes Geist ein neues Leben beginnen, bei dem Auferstandenen in die Schule gehen und von ihm sich leiten lassen zu aller Vollendung.

Todesbande! Und wir denken an die Fesseln, die Schmerzen und Tränen uns immer wieder anlegen. Bald will unserm Streben das Gelingen fehlen, bald wollen Kummer und Not nicht von uns weichen, bald erfahren wir bitter den Schmerz der menschlichen Hinfälligkeit. In all solchem Karfreitagsdunkel muß es für uns heißen: steh auf! Laß dir vom Auferstandenen sagen, wozu das Leid uns gut ist, wie Gott uns darin läutern, heiligen, vollenden will. Im Lichte des Ostermorgens kann man getröstet wandern über die Stätten der Vergänglichkeit. Der bitterste Seelenkampf, das dunkelste Geschick, sie führen zu seligem Ausgang, zu frohem Sieg und zu ewiger Herrlichkeit. C. Stage.

„Sie haben meinen Herrn weggenommen."

Den Kindheitsfreund, der unsern Schlaf bewachte,
Der mittags unser Gast bei Tische war,
Der unsre Wünsche vor den Vater brachte
Und sorgte, daß vom Haupt uns fiel kein Haar,

Ach, alle, alle, die wir ihn getragen
Im jungen Herzen, als des Lebens Stern,
Wir mußten einmal mit Maria klagen:
„Sie haben mir genommen meinen Herrn!"

Wohl dir, wohl mir, wenn dann durch unsre Zähren,
Durch unsern Jammer, unsern Todesschmerz
Wir seine Freundesstimme durften hören,
Wenn sie uns drang bis in das tiefste Herz.

Wenn, losgelöst von kindlichem Begehren,
Der Meister nun des Lebens Zügel lenkt,
Uns zwingt zu opfern, lieben, zu belehren
Den armen Bruder, der nicht glaubt, nicht denkt.

Doch, weh' den Armen, die ihn nie erhalten!
Gleich Faust lockt sie kein Osterton vom Staub.
Sie müssen mit der Jugend Flucht erkalten,
Der Zeit, der Öde und des Todes Raub.

O, fürchtet nicht, die Kinder mißzuleiten.
Lehrt vor dem Gott- und Menschensohn sie knien!
Sie brauchen einst in kalten, dürren Zeiten
Ein reiches Quellen und ein heißes Glühn!

Senkt kühn die Pflänzlein in des Glaubens Erde,
Sie wachsen schon von selbst zum Licht empor.
Der große Schöpfer spricht noch heut' sein „Werde"! —
— Nur taube Saaten lockt kein Lenz hervor.

Flora Holthoff.

David Friedrich Strauß als Dichter.

3. Letztes Schicksal.

So hat die freundliche Muse Strauß durch sein ganzes Leben mit seinen wechselnden Stimmungen und Erfahrungen begleitet. Das poetische Gedenkbuch ist ein poetisches Tagebuch: „Wie ich gelacht, wie ich geweint, der darf nur dieses Büchlein lesen." Und noch etwas mehr als das: Wie Strauß sein letztes Schicksal, seine Krankheit, ertragen und mit dem Tode sich vertraut gemacht hat, auch das hat ihm noch ein Gott zu sagen gegeben. Bald nach dem Anfang des Jahres 1873 meldeten sich die ersten Anzeichen einer Krankheit, die sich immer entschiedener zu einer unheilbaren auswuchs. Eine rasche Abnahme der Kräfte trat ein. Keine ärztliche Kunst vermochte dem Übel Einhalt zu tun, das sich als ein krebsartiges Leiden anzukündigen schien, dessen eigentliche Natur aber auch nach seinem Tode nicht vollständig aufgeklärt werden konnte. Eine Operation am 4. Januar 1874 verlief zwar glücklich, konnte aber keine Änderung des Zustandes bewirken. Am 8. Februar ging Strauß zur ersehnten Ruhe ein.

Es ist nun erhebend, zu sehen, wie Strauß auch in diesen schweren Tagen sich den Gleichmut der Seele bewahrt und sich in geistiger Freiheit zum Herrn über die körperlichen Anfechtungen gemacht hat. Den menschlichen Angelegenheiten widmet er auch jetzt noch bis zum letzten Augenblicke einen herzlichen Anteil. Er erfreut sich als Großvater der Zwillingsenkel seiner Tochter Georgine und spielt in einer Goethes Geist athmenden Morgenphantasie mit den beiden kleinen Genien, die den kranken Großvater in seiner Zelle besuchen und ihm Frühlingslüfte und Himmelsdüfte bringen. Gerne hätte er noch einmal dort in Bonn die liebe Tochter mit dem Zwillingspärchen im Bette besucht, aber es kann nicht sein und darum ruft er den Kleinen zu:

Ruhig schlaft weiter
Nach Kinderbrauch;
Bald schläft der alte
Großvater auch.

Der Weihnachtstag 1873 ist für Strauß Anlaß, der Tochter ein paar letzte Zeilen zu widmen, deren resignierte Stimmung mit seiner ganzen Weltanschauung zusammenhängt. Wir teilen sie nicht, aber wir verstehen sie. Strauß ist immer ein Gegner des Unsterblichkeitsglaubens gewesen. Es hängt dies mit seinem Gottesbegriff zusammen, der bei Strauß in jüngeren Jahren die abstrakte Form der Hegelschen Allgemeinheit, in späteren die ebenso abstrakte eines pantheistischen Naturalismus gehabt hat. Beiden Gottesbegriffen fehlt die Lebendigkeit, der wesenhafte Zusammenschluß des Göttlichen und Menschlichen, die vollkommene Solidarität des Lebens zwischen Gott und Mensch, der wahre Monismus, der durch den Monismus des Hegelschen Begriffs und der Natur oder des natürlichen Universums nicht begründet wird. In diesem irrigen, weil einseitigen Monismus, für den „Gott" das All oder Universum ist, das alle Individuation und alle Persönlichkeit aufhebt und in dem alles Ich als Blase aufsteigt und wieder verschwindet, ist die gewaltigste Tatsache der Wirklichkeit, die Tatsache der Individuation und Personifikation, ausgelöscht. Gott ist nur noch der Hegelsche Begriff, der alles grau in grau malt und das Leben ertötet, oder er ist die ungeheure Naturmacht, die sich in ewigem, aber zwecklosem Gebären und Zerstören offenbart. Ein wichtiges und wahres Element aller Religion, die Ehrfurcht vor einer weltüberlegenen Macht, ist hier so einseitig und hypertrophisch ausgebildet, daß dadurch das andere, ebenso wichtige Element und die Vollendung der religiösen Erfahrung, die den Menschen zur Gemeinschaft des Lebens mit dem Träger des Weltzwecks erhebende Liebe, zerstört worden ist. Die Unsterblichkeitsverneinung von Strauß hat in jenem schwachen, kleingläubigen, passiven, quietistischen, negativen Mystizismus ihren tiefsten Grund, der vor lauter Hingebung an das Allgemeine, an das Universum und seine allbegründende und allbedingende Macht den Sinn, das Gefühl für die volle Lebendigkeit des Weltgeistes eingebüßt hat, der sich in dem unausdenkbaren Wunder der Individuation und Personifikation als den Gott der Lebendigen beweist. Die resignierte welt- und lebensmüde Stimmung und der Verzicht auf das Weiterträumen des Lebens läßt sich ja als Stimmung des Alters sehr wohl begreifen und es läßt sich auch verstehen, daß der schwer Leidende sich vor allem nach Ruhe sehnt. Wir sind weit entfernt, Strauß deshalb zu verketzern oder als irreligiös zu bezeichnen. Im Gegenteil, seine Stimmung ist in Wahrheit fromm, weil sie die Hingebung an die weltleitende Macht ausspricht, aber sie ist eben nur einseitige, passive, quietistische, weibliche Stimmung des Leidens, der Ergebung, der mystischen und asketischen Lebensverneinung; es fehlt ihr die Kraft der Lebensbejahung, der Todesüberwindung, der Umstimmung und Umgestaltung des Todesleidens in eine Gestalt des Willens zum Leben. Es fehlt die freudige Hingebung an die Kraft der weltdämonischen Liebe, das Element der heroischen Religion. Nur als Stimmungsbild mögen daher zwei Strophen des Gedichtes hier ihre Stelle finden:

Auch du ohne Klage
Gedenke der Tage,
Die froh wir verlebt.
Wer Gutes empfangen,
Der darf nicht verlangen,
Daß nun sich der Traum ins Unendliche webt.

Bescheidnes Vermächtnis
Zwar ist mein Gedächtnis;
Doch laß ich es hier.
Wir bleiben verbunden;
In einsamen Stunden
Gedenkst du des Vaters, erscheint er vor dir.

Aber auch die öffentlichen Angelegenheiten seines Volkes hat Strauß vom Krankenzimmer aus aufmerksam verfolgt. Den Briefwechsel zwischen Pius IX. und Kaiser Wilhelm I. im Kulturkampf (1873) hat er mit einem scharfen Epigramm begleitet. Den 10. November, den Geburtstag Luthers und Schillers, feiert er mit dem Wunsche, daß das deutsche Volk auf der von diesen beiden führenden Geistern ihm gewiesenen Bahn beharrlich weiter dringen werde. In dem in diesem Gedichte vorkommenden Satze: Luther befreit uns von Rom und Schiller befreit uns von Luther, hat Strauß sozusagen das Programm der gesamten modernen Kulturmenschheit ausgesprochen, die Forderung nämlich, daß die religiös-humane Entwicklung der Gegenwart und Zukunft sich nicht bloß von der hierarchischen Kirche, sondern von dem ganzen dogmatisch-konfessionellen Kirchentum frei machen und daß eine neue Form der religiösen Organisation überhaupt gefunden werden müsse. Leider ist das, was Strauß als Tatsache ausspricht, zum größten Teil ein bloßes Postulat, zu dessen Verwirklichung zwar überall die Geister sich regen, aber ohne bis jetzt den schöpferischen Mittelpunkt einer kirchlichen Neubildung gefunden zu haben.

Von diesen Angelegenheiten des Volkes lenkt sich der Blick des Kranken freilich bald wieder auf sein eigenes Schicksal zurück. Der müde Kämpfer, der so lange in den vordersten Reihen gestritten, hatte das Recht, sich nach Ruhe zu sehnen:

Was ich sollte, hab' ich gelitten,
An Haß, an Schmach, an Pein;
Ich hab' als Krieger gestritten,
Nun möcht' ich verabschiedet sein.

Strauß schließt auch geistig mit dem Leben ab, er überschlägt das in Rechnung gestellte Soll und Haben und zieht die Bilanz.

Ich überschau' als Schwan
Mit Vogelblick
Des Lebens wirre Bahn
Und mein Geschick.

Nicht war, was ich geschafft,
Allwege gut.
Ach, bald gebrach's an Kraft
Und bald an Mut.

Hier von des Glückes Huld
Ward ich begrüßt;
Dort hab' ich eigne Schuld
Wie schwer gebüßt.

Nun ist noch die letzte Notwendigkeit zu tragen, vielleicht nicht schwerer, vielleicht leichter als manche andere, die im Leben hat getragen werden müssen. Reden, Theorien, Gründe, Beweise für und gegen u. dergl. wollen hier nicht viel bedeuten. Persönlichkeit ist alles und entscheidet alles. Wie sie ist, wirkt, im tiefsten Wesen lebendig ist, so wird sie es auch in den letzten Augenblicken sein. Radikale Änderungen in diesen letzten Stunden sind entweder naive Selbsttäuschung oder frommer Betrug. Wie gesagt: Auch die letzte Entscheidung ist eine persönliche. Sie ist es auch bei Strauß. Noch im Grabe wollte er kein Heuchler sein. Auch vor dem Tode nicht. Sich selbst treu sein, ohne Furcht und Zagen das Notwendige auf sich nehmen, so scheiden, wie er gelebt hatte, hell und rein, wie ein letzter Schimmer, ein letzter Ton, das hat er gewollt und wir denken: auch erreicht.

Wer nicht, wie freilich die meisten tun, die sich mit Nachdruck religiös nennen, die Wahrheit der Religion mit einer konfessionellen Ausprägung gleichsetzt, dem wird es nicht schwer fallen, in Strauß eine echte und starke religiöse Ader anzuerkennen. Jeder Mensch ist eine einzel-persönliche Verbindung der großen Weltwidersprüche, die als schlechthin wunderbare Urtatsache das ganze Dasein beherrschen. Jeder Mensch ist eine einzel-persönliche Gestalt der Überwindung dieser Widersprüche und ein besonderer Grad der Annäherung an ihre Überwindung. Was wir die Gestalten des Geistes nennen, sind diese Grade der Annäherung an die Aufhebung der Widersprüche und was wir Religion nennen, ist der letzte gestaltlose Grund dieser Umgestaltungen der Widersprüche zur Einheit mit dem Weltgrund und Träger des Weltzwecks. Wer die Widersprüche nicht schmerzlich empfindet, und sich „an den Dissonanzen des Lebens vorbeischleicht", der mag ein ganz brauchbarer Weltmensch sein, aber religiös ist er nicht. Und wer sich in den Widersprüchen befestigt, sich mit ihnen behaglich abfindet, ja sich in ihnen wohl befindet, und keinen Versuch macht, über sie hinauszukommen, auch das ist ein vulgärer Weltmensch und von wirklicher und echter Religion weit entfernt, mag er auch z. B. kirchlich so korrekt und so fromm sein als er will.

Die Wahrheit der Religion und der Grad ihrer Stärke und Ausbildung bemessen sich nach keiner kirchlichen und konfessionellen Schablone, sie bemessen sich einzig und allein nach dem Grade, in dem der Widerspruch des Lebens unser Gemüt durchschneidet, und nach dem Grade, in dem der Widerspruch für uns Antrieb und Stoff ist zu siegreichem Kampfe mit ihm. Darum ist seit uralter Zeit der Kampf mit den Lebenswidersprüchen und zwar der siegreiche Kampf das Losungswort aller Menschen gewesen, die man im Unterschied von den behaglichen, zufriedenen, ruhebedürftigen, genußsüchtigen oder nur weltsüchtig streitenden und kämpfenden Weltmenschen religiöse Menschen nennt. Religion ist der Kampf, der über die Weltwidersprüche zu weltüberlegenen Gestalten des Lebens führt. Darum nannte Heraklit den Krieg den Vater des Lebens. Jesus sagte von sich, er sei nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, Tertullian nennt Religion den Kriegsdienst des lebendigen Gottes, Hebbel feiert den Widerstand als das Element des Lebens. Das Leben ist Kampf mit dem Drachen der eigenen Brust; Alcid, der im ewigen Gefechte des Lebens schwere Bahn geht, ist der religiöse Mensch. Kämpfen, unterliegen, siegen, fallen und wiederaufstehen und vom Siege genährt zu neuen Kämpfen schreiten, das ist der Rhythmus des Lebens. Was nicht in diesem Rhythmus lebt, ist nicht Leben, sondern ein falscher, trügerischer Schein des Lebens, ein schlecht maskierter und mit den Scheinwerten der Kultur geschmückter Tod. Wahres Leben ist viel seltener, als die Großzahl glaubt. Scheinleben und maskierter Tod ist das meiste von dem, was Leben heißt. Auch das meiste von dem, was kirchliches Leben heißt, ist Tod und Verwesung — ein weißgetünchtes Grab mit Moder und Totengebein. Religiöses Leben sind die Schwerter der Weltwidersprüche, die unsere Seele durchbohren, die Wunden, die sie unserem Herzen schlagen, die Kämpfe der beiden Seelen, die in unserer Brust sich streiten, die Siege, die wir uns selbst abgewinnen, die unermeßlichen Lebensbejahungen, die wir der mutlosen und gebrochenen Lebensverneinung entgegensetzen, der Heldenglaube, der über Tod und Grab weg zu neuen Siegen stürmt.

So angesehen gewinnt auch das Lebensbild von David Strauß wesentliche und echte Züge der Religion. Wie er es selbst ausgesprochen:

Ungläubig, hör' ich, nennen mich die Leute,
Ob ich nicht eher fromm sei, weiß ich nicht,

In der Tat, Strauß war viel frommer, als die meisten „Frommen", die sich seine Gegner nannten. Sein Kampf gegen den theologischen und mythologischen Scheinchristus der Kirche war fromm und religiös, wie viele Fehler er in diesem Kampfe auch begangen haben mag. Denn es war ein Kampf des lebendigen deutschen Gemütes mit den theologischen Scheinwerten, welche die Kirche an die Stelle des in dem Gemüte fortlebenden Jesus gesetzt hat. Das Leben Jesu von Strauß in beiden Gestalten ist ein Anfang der Verlebendigung Jesu im religiösen Gemüt des Menschen, des deutschen Volks. Wir stehen heute auf den Schultern von Strauß, wenn wir überzeugt sind, daß das beste Leben Jesu überhaupt nicht geschrieben, sondern in „vielen Brüdern des Erstgeborenen" gelebt wird. Was hatte Strauß von diesem Kampf? Verfemung in der theologischen Welt, Ausschluß aus der akademischen Laufbahn, zahllose Feinde und Anfechtungen, ein Einsiedlerleben bis zum Tod. Das war, kirchlich gesprochen, recht dumm und unpraktisch, aber es war fromm. Und so, wie im Leben Jesu, blieb Strauß ein offener, ehrlicher, unbeugsamer Kämpfer für seine Überzeugung, unbestechlich in seiner Wahrheitsliebe, stolz und unabhängig gegenüber allen Parteidiktatoren, ein Feind aller Lüge, aller Heuchelei, aller kirchlichen Halbheiten, aller Phrasen und Schlagwörter. Mit Wissen und Absicht hat Strauß nie die Wahrheit verletzt. Nicht war, „was er geschafft, allwege gut". Sein alter und neuer Glaube war ein Irrtum, eine Täuschung. Naturerkenntnis, technische Fortschritte und künstlerische Lebensführung können keinen neuen Glauben begründen. Strauß' Auge war von den Scheinwerten der Kultur getrübt. Einen neuen Glauben und eine neue Weltanschauung brauchen wir allerdings, aber dazu langen die von Strauß gebotenen Ingredienzien nicht aus. Wir brauchen eine religiöse Umstimmung und eine Umwertung aller Werte; dazu kann uns Naturwissenschaft, Technik und Kunst nicht verhelfen. Es muß viel tiefer gegraben werden, als Strauß im alten und neuen Glauben gegraben hat. Wir brauchen eine neue Ehrfurcht vor dem Weltgeheimnis und eine neue Liebe, welche die Widersprüche des Daseins, die Übel, das Leiden, den Schmerz und das Böse zu neuen kraftvollen Gestalten der Lebensbejahung umwandelt und insbesondere die Weltanschauung, die mit dem Tode und dem Nichts geendet hat, zur weltdämonischen Liebe und zum Leben aus ihr zurückführt. Wir brauchen eine neue Metaphysik des deutschen Gemüts, die in den Tiefen des radikalen Bösen und im Weltschmerz Schopenhauers die stählende Kraft gewinnt, die Philosophie der Schule zur heroischen Weltanschauung des Alltagslebens umzugestalten. Das wird der neue Glaube sein, den Strauß postuliert, aber verfehlt hat, weil er sich von dem herrschenden Kulturoptimismus über jene Lebenstiefen Kants und Schopenhauers

und über die unaufhebliche Substanz des „alten Glaubens“ hinweggetäuscht hat.

Aber der alte und neue Glaube ist nur das letzte Wort des Schriftstellers Strauß. Den Menschen Strauß lernen wir viel besser aus seinen Gedichten kennen. Hier beweist namentlich das Ausklingen seiner Seele in den letzten Strophen, daß Strauß eine aufrichtig religiöse Natur gewesen ist. Wer in den Bitterkeiten einer hoffnungslosen Erkrankung nicht jammert, verzagt, oder flucht und verzweifelt, der ist ein Held, sein Glaube habe diese oder jene Form. Wer im Tode eine heilige Notwendigkeit ehrt oder ihr sich in Ergebung beugt, ist religiös, mag er sonst über das Geheimnis des Lebens und des Todes denken, wie er will. Wer im Tode Würde und Haltung nicht verliert, ist ein erprobter Mensch, mag er auf ein weiteres Leben hoffen oder verzichten. In unseres Vaters Haus gibt es viele Wohnungen und so auch viele Arten und Wege, die Gedanken des Todes und des Lebens zu verbinden. Nichts kindischer und unfrommer, als das Sterben von dogmatischen Formeln abhängig zu machen. Tod und Leben sind Mysterien des Gemüts, allerpersönlichste Erfahrungen, die jeder nur mit sich selbst abzumachen hat. „In der bittersten Not war noch ein jeder allein“.

Allein, von Menschen verlassen, aber darum doch nicht einsam, nicht von den großen und ewigen Mächten des Lebens abgetrennt. War Strauß nicht fromm, als der „Seufzer“ seiner Brust entstieg:

> Ew'ge Kraft der Welten, hilf der müden Seele
> Diese letzten Qualen standhaft überwinden!
> Ja, in Ruhestunden spür ich schon ein Säuseln,
> Wie von Siegeslüften, kühlenden, gelinden.

Ist es nicht erbaulich, erhebend und aufschlußreich — für Bibelchristen freilich nicht —, daß Strauß, der den Kampf gegen den theologischen Christus mit so viel Mut und Erfolg geführt hat, seine letzten Leiden und Tröstungen in Worte ergoß, ähnlich denen, in welchen Klage und Trost des Mannes von Gethsemane erzitterte. Ob es dort „Vater“ heißt, hier „ew'ge Kraft der Welten“, ob Jesus bittet, daß der Kelch an ihm vorübergehe, oder Strauß, daß er die letzten Qualen standhaft überwinden möge, ob dort der Engel tröstend erscheint oder hier in Ruhestunden des Leidens Siegeslüfte den Todgeweihten umwehen, — was liegt am Wort, die Menschenseele ist überall die gleiche, die mit den Rätseln des Lebens und mit den Geheimnissen des Todes ringt, und immer und überall ist es die „ew'ge Kraft der Welten“, die uns durch die letzte Schwäche des Fleisches zum welt- und todüberlegenen Leben führt. Mit diesem erhebenden Einklang verlassen wir Strauß, den Menschen und den Dichter, der gläubiger gewesen ist, als er selbst geglaubt hat. Es ist ein kostbares Wort Grillparzers, das die Generalpächter der alleinseligmachenden Religionsschablonen sich merken sollten: „Die Irreligiösen sind religiöser, als sie selbst wissen, und die Religiösen sind's weniger, als sie meinen“.

Aus den russischen Ostseeprovinzen.

II.

2. Die Russifizierung.

Livlands deutsch-evangelische Kultur war der panslavistischen Richtung in Rußland schon seit langem ein Dorn im Auge. Sie mußte vor allen Dingen zerstört werden, um die Bevölkerung nach Konfession, Sprache und Rechtsordnung vollkommen dem rechtgläubig-russischen Staate einzuverleiben. Um in die Geschlossenheit baltischer Kultur einen Keil zu treiben, bemühte sich der Panslavismus einen Zwiespalt zwischen dem Deutschtum und der eingeborenen lettisch-estnischen Bevölkerung zu erzeugen. Er suchte daher vor allem die nationalen Instinkte der angeblich unterdrückten Letten und Esten zu wecken, denen bis dahin ein Nationalbewußtsein im Gegensatz zum Deutschtum vollkommen fremd war.

Der erste, in seinen Folgen so unheilvolle Versuch geschah durch Kaiser Nikolai I. in den Jahren nach 1844. Die Gelegenheit war günstig. Zwei Jahre hintereinander waren die Ernten nicht gediehen, der Hunger stand vor der Tür. Eine Schaar russischer Popen wurde nach Livland geschickt, die in jedem Kirchspiele ihre Zelte, sogen. fliegende Kirchen, aufschlugen und das Landvolk zum Übertritt in die Staatskirche aufforderten. Doch, das wäre das Geringste gewesen und fraglos ohne Erfolg geblieben, da russisches Kirchenwesen und Russentum überhaupt dem Letten noch bis heute etwas seiner Natur nach Unsympathisches und Fremdes ist. Aber die Mittel der Überredung wirkten doch hier und da. Es steht aktenmäßig fest und lebt noch heute in der Erinnerung der älteren Leute, daß die Popen allenthalben aussprengten, ein jeder, der zur Staatskirche überträte, würde vom Kaiser Land geschenkt erhalten. Das schlimmste aber war, daß die Letten und Esten gegen ihre deutschen Herren und gegen die deutschen Pastoren aufgehetzt wurden: „Der Kaiser will euch helfen, er kann es nicht, so lange ihr zu der Kirche eurer Bedrücker gehört und ihnen gehorcht. Tretet zum Kaiserglauben über, so werdet ihr frei und die Herren des Landes sein.“ — Es ist bekannt, daß viele Tausende sich betören ließen, und daß in der Folge alle inoffiziellen Versprechungen offiziell abgeleugnet wurden. Es erfolgte der furchtbare Rückschlag. Die Tausende um ihren Glauben Betrogenen wollten zurück, das russische Staatsgesetz aber ließ es nicht zu, ob sie auch mit ihrem Flehen bis an die Stufen des Thrones drangen. Die Pastoren, die für ihre ehemaligen Gemeindeglieder eintraten, wurden aufs härteste bestraft. Erst eine durch Kaiser Alexander II. im Jahre 1865 veranlaßte Revision hatte eine gewisse Erleichterung zur Folge, als ein kaiserlicher Erlaß verbot, die Pastoren wegen geistlicher Bedienung ehemaliger Lutheraner zu gerichtlicher Verantwortung zu ziehen. Damit war eine wenigstens erträgliche Situation geschaffen, wenn auch leider das Staatsgesetz nicht geändert wurde, das keinen Übergang aus der Staatskirche in eine andere Konfession gestattete. Die Unklarheit dieser Situation diente vielmehr zur Verschärfung des Konflikts, als der ganz panslavistisch gesinnte Kaiser Alexander III. den Thron bestieg. Dieser Herrscher, der als erster russischer Kaiser sich bei seinem Regierungsantritt weigerte, die livländischen Landesprivilegien zu bestätigen, knüpfte an die unter der Regierung seines Vaters zeitweilig unterbrochene panslavistische Politik wieder an. Im Jahre 1885 befahl er die Wiedereinführung des sog. Reversales bei Schließung von gemischten Ehen, durch das die in die Ehe tretenden Paare sich schriftlich verpflichteten, ihre Kinder nach griechisch-russischem Ritus taufen zu lassen. In seinen Folgen noch weit schlimmer aber war ein Erlaß vom Jahre 1883, nach dem die Zeit religiöser Duldung von 1865—1883 einfach mit einem Federstrich aus der Welt geschafft wurde, die während dieser Zeit zur evangelischen Kirche Zurückgekehrten wieder für die Staatskirche reklamiert und die Pastoren für deren kirchliche Behandlung zur gerichtlichen Verantwortung gezogen wurden. Alle Proteste der Geistlichkeit und Ritterschaft änderten daran nichts. Vollständig willkürlich wurden die Pastoren bald durch ordentliche Gerichte, bald auch auf administrativem Wege durch den Gouverneur und die Gendarmerie verurteilt. Im Jahre 1883 waren 4, 1885 8, 1887 34, 1888 65, 1893 101 Pastoren verklagt, und die Strafen bestanden für dieselben Vergehen bald in Suspension vom Amte, bald in Verbannung, oder auch in Gefängnishaft und Geldstrafen.

Demgegenüber ist die Geistlichkeit Livlands ruhig den Weg weitergeschritten, den sie mit dem Synodalbeschluß von 1883 betreten hatte; sie handelte nach der der Staatsregierung abgegebenen Erklärung, daß sie die von 1865—1883 aus der Staatskirche mit kaiserlicher Billigung Zurückgekehrten nach wie vor als zur evangelisch-lutherischen Konfession Gehörige behandeln würde. Daran hat alle Verfolgung der

Pastoren von seiten der Regierung nichts ändern können; die livländischen Pastoren haben auf dem Recht fußend protestiert und dabei beharrt, trotzdem sie im Kampf um die heiligsten Rechte der Überzeugung der ihnen anvertrauten Seelen nicht nur von ihren Feinden auf das schmählichste bedrückt, sondern auch von ihren Freunden vielfach verlassen wurden. Erst mit dem Regierungsantritt Nicolai II. trat ein gewisser Stillstand in der Verfolgung der evangelischen Pastoren ein.

Überblickt man die politischen Maßnahmen des Panslavismus gegenüber der livländischen Landeskirche seit 1844, so läßt sich nicht leugnen, daß die Erfolge trotz allem nur geringe geblieben sind. Ein Wachstum der griechisch-russischen Kirche in Livland auf dem Wege des direkten Übertritts aus der evangelischen Kirche hat in nur sehr geringem Maße stattgefunden; und es ist in Livland jedermann bekannt, daß es fast ausschließlich die schlechtesten Elemente sind, die sich zu diesem Schritt entschließen.

Es ist eben der Staatskirche in keiner Weise gelungen, sich in der örtlichen Bevölkerung überzeugte Anhänger zu verschaffen, und ihr Verhalten hat nur dazu gedient, das Ansehen der Staatskirche in den Ostseeprovinzen völlig zu untergraben. Sie wird von Letten und Esten nach wie vor als die nach jeder Richtung hin minderwertige angesehen, und hat so wenig festen Fuß gefaßt, daß die Freigabe des Übertritts zur evangelischen Kirche binnen kurzer Zeit ihre Existenz in Frage stellen würde.

Mehr Erfolg als auf kirchlichem Gebiete hatte die panslavistische Politik auf dem der Russifizierung der Schule. Im Jahre 1887 wurden die Landschulen der bisherigen Leitung durch die einheimischen Schulbehörden entzogen, und direkt dem Ministerium der Volksaufklärung unterstellt. Die Loslösung der Landschulen von ihrer engen Verbindung mit der örtlichen kirchlichen und gemeindlichen Vertretung, mußte bei der Art ihrer Durchführung notwendig einen Rückschritt zur Folge haben. An die Stelle einer die örtlichen Verhältnisse und Bedürfnisse kennenden Leitung trat das Institut der landfremden Volksschulinspektoren, die direkt, ohne die geringste Kenntnis der Landessprache, aus Rußland nach Livland versetzt, ihre Aufgabe nur darin erkannten, in möglichst kurzer Zeit die ihnen untergebenen Schulen zu russifizieren. Der Gebrauch der örtlichen Sprachen wurde aus den Schulen verbannt. Ohne jeden Übergang wurde von den Lehrern verlangt, daß sie den Schülern den Unterricht in allen Fächern, außer Religion, von vornherein in russischer Sprache erteilten. Die selbstverständliche Folge war, daß die Kinder, die bisher zu Hause überhaupt kein russisches Wort gehört hatten, in den Stunden völlig verständnislos dasaßen und überhaupt nichts mehr lernten. Aber kaum besser erging es den Lehrern, denen eine kurze Frist zur Erlernung der russischen Sprache durch Besuch von Lehrkursen gewährt wurde. Bei der großen Sprachbegabung des Letten gelang es wohl manchem der jüngeren Lehrer in erstaunlich kurzer Zeit sich einige Kenntnisse der russischen Sprache anzueignen. Aber den meisten, insbesondere der älteren, gelang es nicht. Wenn dann die Inspektion kam nnd ungenügende Resultate ergab, so witterte man gleich absichtliche Renitenz gegen die Regierung und dahingehende Beeinflussung von seiten der Pastoren. Es folgte eine massenweise Absetzung bewährter Lehrer, und infolgedessen bald Lehrermangel. Die Regierung sah sich genötigt, ein russisches Lehrerseminar zu begründen, das dem Lehrermangel abhelfen sollte. Bis die Zöglinge dieses aber den Kursus beendet hatten, mußte anderweitig Ersatz geschafft werden. So erschien denn der berüchtigte Erlaß, der den Kurator ermächtigte, jedermann, der das Alter von 17 Jahren erreicht habe und die russische Sprache beherrsche, auch ohne jegliche Lehrerqualifikation zum Volkslehrer ernennen zu dürfen.

Angesichts der schreienden Mißstände, die sich bald allenthalben bemerklich machten, versuchte die Landesvertretung bei der Regierung Abhülfe zu schaffen. Jedoch vergebens. Der Kurator des Rigaschen Lehrbezirks, Kapustin, wußte sehr wohl, daß er mit seinen rigorosen Bestimmungen durchaus im Sinne der Regierung handelte. Er konnte es darum auch wagen, öffentlich auszusprechen, es sei ihm durchaus nicht unbekannt, daß er durch die Russifizierung der livländischen Schulen das Schulwesen um fünfzig Jahre zurückbringe, das hätte aber alles dem gegenüber nichts zu bedeuten, daß es dadurch dem übrigen russischen Schulwesen konform eingegliedert würde. Er hat mit diesem Eingeständnis vollkommen Recht behalten. Die statistischen Nachrichten des Ministeriums der Volksaufklärung, denen man doch gewiß nicht Voreingenommenheit zu gunsten der baltischen Selbstverwaltung vorwerfen wird, enthalten speziell bezüglich Livlands für die Jahre 1885 bis 1898 folgende Daten über die Elementarschulen und deren Frequenz: 1) Im Jahre 1885 kam eine Schule auf je 630, 1898 aber erst auf 788 Glieder der Bevölkerung. 2) Das prozentuale Verhältnis der Schulkinder zur Bevölkerung betrug 1885 10, 1898 aber 6,4. 3) Im Jahre 1885 fanden sich in Livland bei einer Gesamtbevölkerung von 1200000 Personen 1917 Elementarschulen mit 125160 Schülern, während 1898 bei einer Bevölkerung von 1300000 Personen, die Zahl der Schulen auf 1650 und die der Schüler auf 82784 gesunken war. Geben hier schon die nackten Zahlen ein lebendiges Bild von dem Niedergange der Frequenz der Elementarschulen, so ist der Niedergang der Schulen in bezug auf intellektuelle und sittliche Ausbildung, der sich leider zahlenmäßig nicht ausdrücken läßt, ein noch weit erheblicherer. Bei der Forderung einer den Landkindern völlig fremden russischen Unterrichtssprache läßt sich leicht ermessen, daß zum mindesten das erste Unterrichtsjahr völlig damit hinging, den Kindern die notwendigsten russischen Worte und Redewendungen einzuprägen. Im zweiten waren sie meist notdürftig im stande, den Worten des Lehrers zu folgen, und erst im dritten konnte von einer Aneignung des eigentlichen Lehrstoffes überhaupt die Rede sein. Mit anderen Worten: Das von den Schülern während eines dreijährigen Winterkursus Erlernte war auf ein Minimum herabgedrückt worden, kam neben dem bis dahin in einem vierjährigen Winterkursus in ihrer Muttersprache Gebotenen überhaupt kaum mehr in Betracht, und wurde, oberflächlich fundiert, nach Verlassen der Schule binnen kurzem fast völlig vergessen. Daher geschah es denn bald, daß in einer Bevölkerung, die 1885 nur noch 4 Prozent Analphabeten aufwies, die Zahl dieser auf 30 Prozent stieg, und sich bedenklich der Zahl der Analphabeten im weiten Rußland mit dessen 90 Prozent näherte. Livland war mithin auf dem besten Wege, dem Wunsche des Kurators Kapustin gemäß in bezug auf sein Schulwesen Rußland konform zu werden.

Damit Hand in Hand ging auch ein bemerkliches Sinken des Lehrerstandes in sittlicher Beziehung, und demgemäß auch der eigentlich erziehenden Seite der Schule. Die neugegründeten Regierungsseminare unterschieden sich in nichts von den übrigen Seminaren des Reichs. Wie diese von jeher rechte Brutstätten aller revolutionären Bewegungen auf politischem und sittlichem Gebiete gewesen sind, so wurden es nun auch jene. Es war eine unheimliche Schar unreifer, aller Ideale barer, oft früh verkommener, jedenfalls jeder Erziehung mangelnder, junger Leute, die zur Erziehung der Landjugend abkommandiert wurden. Mit Schrecken sah man sie verwüstend in die Stätten einfallen, an denen bisher treue, bewährte Lehrer gewirkt hatten. Sie haben mehr zum Verderb des Volkes beigetragen, als irgend eine Maßregel des herrschenden Panslavismus, und es kam bald dahin, daß weiterblickende Eltern aus dem einfachen Landvolke ihre Kinder aus sittlichen Bedenken nicht mehr die Schule besuchen lassen wollten. Das einst blühende Schulwesen war tief herabgesunken, tiefer als selbst der Kurator Kapustin gewollt hatte; die Russifizierung betrog das Volk um seine höchsten Güter, ließ ein Geschlecht erwachsen ohne Religion, ohne Ideale, ohne Kenntnisse, dem sie statt dessen nationalen Haß und Begehrlichkeit in die Seele pflanzte.

Auferstehung.

Novellette von E. Kettner.

Ostern stand vor der Türe. Allmutter Erde schmückte sich, des Herrn Auferstehung in festlichem Gewande zu erwarten. Wie ein zartgrüner Flor hing es über den Sträuchern, die Bäume trugen schwellende bräunliche Knospen, auf Feld und Wiese streckte sich Blatt und Halm, lugten verstohlen schon einzelne helle Blümchen hervor, und die gefiederten kleinen Sänger zwitscherten und jubilierten, als übten sie aus frohen Herzen die große Jubelkantate der Natur ein zum Preise dessen, der nach langen dunkeln Jahren der Welt das Heil gebracht.

Auch die Menschen schienen froher gestimmt zu sein, schienen mit helleren Gesichtern einherzugehen, all das Erwachen und Blühen ringsum zu schauen, als fühle ein jeder wahr werden in sich des Dichters Wort

„Die Welt wird schöner mit jedem Tag — —
Nun muß sich alles, alles wenden!"

Doch die junge Frau, die müden, schleppenden Schrittes den Wiesenpfad entlang ging, schaute teilnahmslos vor sich hin. In ihrer Brust ward kein frohes Gefühl erweckt durch dies lenzliche Wenden ringsum. Der Sonne leuchtender Goldglanz drang nicht wärmend und belebend in ihr Herz. Das lag kalt und still wie in einer Gruft, — war es nicht mit hineinversenkt worden in eine Gruft vor Wochen? —

Das große Dorf lag nun hinter ihr. Still war's ringsum, Sabbatfriede begann sich herabzusenken. Auf der Landstraße drüben zog noch ein Landmann mit Ackerpferden heim. Rauh scholl sein Zuruf, mit dem er die müden Gäule zu rascherem Gang ermunterte, durch die Stille. Aufgescheucht erhob sich ein Flug Krähen mit raschem Flügelschlag. Wie unmutig über die Störung klang ihr mißtönendes Gekrächze. Metallisch drang aus der Schmiede gleichmäßiger Hammerschlag herüber. Sonst kein Laut.

Die Wandernde sah gerade aus, wie eine Träumende, — dahin, wo ein weites grünes Viereck von Bäumen sich aus der flachen Umgebung der Felder und Wiesen erhob. Dunkel ragten die Tannen, gaben dem Orte ein ernstes feierliches Ansehen. Dort warteten stille Schläfer auf ihre Auferstehung, auf des Herrn Ruf, der ihre Gräber öffnet am jüngsten Tage.

Kreischend drehte das Tor sich in den Angeln. Langsam schritt die schwarzgekleidete Frau zwischen den schmalen Wegen dahin, bis sie vor der Christusfigur stand, deren weitgeöffnete Arme sich wie segnend über drei kleine Hügel streckten. „Lasset die Kindlein zu mir kommen", stand in leuchtenden Goldbuchstaben auf dem Sockel. Starr sah die Frau darauf nieder. Tränenlos wie immer, — dann kauerte sie sich zusammen auf der niederen Bank vor den Gräbern.

Hier war ihre Zuflucht. Hierhin stahl sie sich, wenn sie des Hauses Enge nicht mehr zu ertragen vermochte. Wenn die Leere und die Kälte ihres Heims sich wie ein Alp ihr aufs Herz legte, daß sie zu vergehen meinte vor Jammer und Not, dann schleppte sie sich hinaus, hier den Frieden zu suchen.

Fand sie ihn? Gaben die Kindergräber ihr den Frieden? Kam sie nicht ebenso zerrissenen Gemütes heim, friedlos und freudlos ihr Leben weiter zu tragen?

O, daß sie gestorben wäre, damals! Mit dem Letzten, den sie hingeben mußte, ihrem herzigen Knaben. Sie wäre geschieden, ohne die harten Worte gehört zu haben, die ihr Leben vergiftet hatten, die ihr das Letzte genommen, was das Schicksal ihr gelassen. —

Die Worte damals!

Die Einsame erschauerte. Tönten sie nicht im leisen Rauschen der Bäume jetzt, — kalt, grausam, — so wie damals die Stimme geklungen, die ihr das Harte entgegen geschleudert. Der eherne Ton der Stimme würde sie verfolgen in Ewigkeit, bis vor des höchsten Richters Thron.

Und da?

Da hatte sie keine Macht mehr, denn der Allewige, der Herz und Nieren prüft, war gerecht, aber auch gütig. Gütiger wie die Menschen, die, hart mit sich, auch mit anderen erbarmungslos sein konnten.

Erbarmungslos, ja, das war er. War es in der schwersten Stunde ihres Lebens. Als sie flehend die Arme zu ihm hingestreckt: „Hilf es mir tragen, das Leid meines Mutterherzens", — da stieß er sie von sich durch seine Anklage. Erkältete ihr Herz, entfremdete sie sich für immer. Und es war doch der, der unter Menschen der erste sein sollte, sie zu stützen und aufzurichten durch barmherzige Güte.

Recht hatten die, die ihn einen finsteren Eiferer nannten, der von Gottes Strafen mehr predige wie von Gottes Verheißungen.

Streng und kalt hießen sie ihn. Sie hatte es zwar nicht empfunden, alle die Ehejahre, in sein Heim hatte er es nicht übertragen. Voll zarter Sorgfalt umgab er sie, mit rührender Liebe hing er an den drei Kindern, die sie ihm geschenkt. Ernst waren seine Vorsätze für der Kleinen Zukunft. Zu edlen Menschen wollte er sie erziehen, stark im Glauben, gefeit gegen der Welt Versuchungen, gefestigt im Charakter, — ganz wie er selber, — so hatte er geplant. Und sie hatte heimlich gelächelt und gelobt, das ihre dabei zu tun, daß weicher und leichter der Sinn der Kinder werde, sonniger ihr Blick ins Leben, frohgemuter wie der des Vaters, vor dessen Auge sich allzuviel der Klippen und Dornen zeigten. — —

Pläne — — schwanke Schifflein auf dem Lebensmeere! Ein Sturm — sie zerschellen und versinken.

Wie der Sturm auch ihre Zukunftspläne vernichtete! Erst nahm der Tod nach hartem, qualvollem Ringen die Zwillinge, ihre kleinen Mädchen. Aber da hatte sie an ihres Mannes Herz, an seinem starken Glauben den Trost gefunden. Er faltete ihre Hände, daß sie beten konnte, „der Herr hat sie gegeben, der Herr hat sie genommen, des Herrn Name sei gepriesen". —

Noch blieb ihnen ja ihr Ältester. Ihr beider Herz, hing an dem frischen, klugen Buben. Der sonst so verschlossene Mann ward wie umgewandelt, wenn er mit dem Knaben spielte, ihn spielend lehrte.

Und dann kam das Entsetzliche. . . .

Winterlich vereist war die Flur. Hell schien die Sonne vom frostklaren Himmel, da war sie hinausgegangen vor das Dorf, wo im letzten Häuschen die Ärmsten der Gemeinde wohnten. Der Bub' begleitete sie, fröhlich klang sein munteres Stimmchen, und in mutwilligem Frohsinn stapfte er auf den hartgefrorenen Pfützen des Weges herum, sich freuend, wenn unter seinem Fuß knisternd die Eisdecke barst. —

Viel wußte die kranke Frau ihr zu berichten von Jammer und Not, lange hatte sie am Bett gesessen, hatte liebreich die Arme getröstet und Hülfe gegeben und versprochen, Klein Walter unterhielt sich indeß mit den Kindern.

Daß die ganze Schar hinauseilte, sie hatte es nicht beachtet. Beim Aufbruch vermißte sie ihn, ließ sich aber beruhigen durch der Frau Worte, daß er mit ihren Fünfen ja zusammen sei, die, stolz über den Besuch des Pfarrersöhnchens, ihm ihre Spielplätze zeigen würden.

Ahnungslos verabschiedete sie sich von der Kranken, trat, friedliche Ruhe im Herzen, aus dem dumpfen Zimmer in die helle Winterluft. Und sah —

Wie das lähmende Entsetzen ihr heute noch durch die Adern kroch, wenn sie daran dachte! —

Ganz nahebei war der gewundene Lauf des Flüßchens, hell glitzerte die Eisdecke im strahlenden Sonnenlicht. Und darauf, munter umherlaufend, bald gleitend, bald hoch aufhüpfend, ihr Knabe. Deutlich drangen seine jubelnden Worte zu ihr hinüber, mit denen er den am Ufer stehenden Kindern sein Spiel pries und sie einlud, ihm zu folgen. Aber die rührten sich nicht. —

Wie gejagt war sie da die kleine Höhe hinabgeeilt, angstvoll hatte sie gellend den Unachtsamen gerufen, zum Ufer zu kommen. Mit hüpfendem Schritt lief er folgsam auch näher.

Kann sie die nächsten furchtbaren Sekunden beschreiben? Ist nicht alles verwischt vor dem einen entsetzten, hülfeflehenden Blick aus ihres Kindes weitaufgerissenen Augen — ehe sein blondes Köpfchen unter der Eisdecke verschwand — — Stolpernd, fallend, sich wieder aufrichtend hastete sie zum Uferrande hin, aber da schwanden ihr wohl die Sinne.

Als sie wieder zu sich kam, — ob nach Minuten, Stunden, sie wußte es nicht, — lag sie in einem Bauernhause und hülfreich mühten sich die Frauen um sie. Auch ihr Mann war da. Sein Gesicht, das grau, verfallen, wie zu Stein erstarrt war, in dem nur die Augen lebten, glühten, erschreckte sie fast, sodaß scheu ihr Mund sich schloß, der schon um ein tröstend Wort zu bitten sich geöffnet hatte.

Die Frauen geleiteten sie dann heim. Ihr Mann blieb, bis die Leute, die mit langen Stangen die Unglücksstelle durchsuchten, die kleine Leiche finden würden. — Am Abend brachte man ihren toten Knaben nach Haus.

Wie versteinert saß ihr Mann dabei, unverwandt das süße Kindergesicht betrachend. Da war sie herbeigewankt, Trost zu geben, Trost zu nehmen. Schluchzend hatte sie die Arme um seinen Hals gelegt, den Fassungslosen aufzurichten versucht: „des Herrn Hand ruht schwer auf uns — —“

Da war er wild aufgefahren, hatte ihr zornflammend entgegengeschleudert:

„Dich klage an, nicht den Ewigen! Pflichtvergessen warst du! Doppelt sorgsam solltest du sein, da Gott unsere beiden Kinder schon zu sich nahm. — Durfte, konnte das Entsetzliche geschehen, wenn du getreu Deinen Mutterpflichten gewesen? Du allein trägst die Schuld am Tode des Kindes, du und dein leichter Sinn, deine Sorglosigkeit — hast ja nie recht des Lebens Ernst zu erfassen gewußt. — — Auf dich fällt des Knaben Tod.“

Entsetzt war sie immer weiter zurückgewichen bei seinen harten Worten. War er von Sinnen gekommen durch den Schmerz? Wie ein Röcheln klang sein gepreßtes Atmen. Und da hub er wieder an:

„Wer weiß, vielleicht hast du es in deiner Leichtherzigkeit damals auch gering genommen, als unsere anderen Beiden in Todesnöten waren, — — wer weiß, vielleicht wären sie zu retten gewesen, wenn ihre Mutter gewissenhafter gewesen — —“

Da war's, als risse in ihrem Herzen langsam etwas entzwei, mit schneidendem Wehgefühl. Fest preßte sie die Hand auf die Brust, stützend lehnte sie sich an die Wand, denn ihre Füße trugen sie nicht mehr

Wie leerer Schall glitt an ihrem Ohr ab, was die harte Stimme noch sprach, gellend klangen ihr nur im Innern die Worte nach, brannten sich wie ätzend Gift in ihre Seele.

Dann war sie gegangen. Lautlos, tränenlos hatte sie sich in das entfernteste Zimmer geschleppt. Der Mann hielt allein die Totenwache bei seinem Kinde. — —

Die Wochen voll heißer Qual nachher! Wie sie ihr Gewissen zermarterte, zu ergründen, ob ihr Mann ein Recht hatte zu seiner Anklage. Aber nichts, nichts fand sie, soviel sie auch peinvoll sann, stets aufs neue bis ins kleinste zergliederte ihre Sorge ihr ganzes Tun bei der Kinder Pflege.

Und immer starrer ward ihr Herz, fremd ward sie dem Mann, wie eine Fremde lebte sie dahin. Eine unüberwindliche Schranke türmte sich auf zwischen ihren Herzen, — sie konnte, wollte nicht verzeihen.

Gewiß, er hatte, als nach Tagen seine erste Verzweiflung sich wohl gemildert, sich ihr nähern, Abbitte leisten wollen. Aber mit eisiger Abwehr hat sie ihn schweigen geheißen. „Wir sind fertig miteinander. Sage nicht, daß der Schmerz dich sinnlos machte, — denke daran, daß du ein gequältes Mutterherz noch tiefer verwundetest, so tief, daß die Wunde nicht eher heilt, bis man das Herz mir zudeckt mit kühler Erde. — Ich kann nicht vergeben! Niemals!“ —

Da hatte er die Lippen zusammengepreßt und geschwiegen. — Wochen war's her, wie zwei Wildfremde gingen sie nebeneinander. Aber manchmal wars ihr doch, als ob so das Leben nicht zu ertragen wäre. — —

Und morgen war nun Ostern!

* * *

Mit munterem Kuckuck schlug die Schwarzwälder Uhr in des Pfarrers Studierstube die sechste Stunde. Hallend antwortete draußen die Turmuhr.

Der Mann am Schreibtisch hörte nichts, regte sich nicht. Die Hand in das dichte, kurze Kraushaar vergraben, starrte er geradeaus auf die großblumige Tapete.

Die Osterpredigt, in die er sich vertiefen gewollt, lag vor ihm. Aber schal und leer klangen ihm die Worte. Und sie sollten doch den Weg nehmen zu den Herzen seiner Zuhörer, sollten sie hinwegführen aus Alltagssorgen und Alltagsleid in lichte Höhen. Jubelnd sollte es klingen: „Christ ist erstanden!“ —

Mißmutig schob er die Blätter zurück. Die scharfe Falte zwischen den Brauen vertiefte sich, fest preßten sich die Lippen aufeinander.

Wie war es nur, daß er heute die rechten Worte nicht fand? Aber sie würden schon kommen, — nur die Gedanken galt's erst zu bannen, die quälenden, störenden Gedanken. — —

„Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht“ . . . Er zuckte leicht zusammen.

Warum kamen ihm jetzt gerade die Worte in den Sinn? So deutlich klangen sie, fast als habe jemand sie gesprochen. Und es war doch niemand im Zimmer.

Er sah mechanisch ringsum. Sein Blick blieb haften an Thorwaldsens segnendem Christus, der mit mildem Lächeln auf ihn sah.

Und wieder klang es: „Nun aber bleiben diese drei: Glaube, Hoffnung, Liebe. Aber die Liebe ist die größeste unter ihnen.“ — — — —

„Aber die Liebe ist die größeste unter ihnen!“ — Das ihm? Wie eine Mahnung? — Gebrach es ihm denn an Liebe? War er nicht allezeit ein getreuer und eifriger Diener des Herrn, voll Sorge bemüht, sein Amt recht zu verwalten, den ihm anvertrauten Seelen ein guter Hirt zu sein mit Wort und Beispiel?

„Aber die Liebe ist die größeste unter ihnen!“

Ein kurzer Blick aus den stahlgrauen Augen flog hinüber zu dem Bilde, vor dem eine lachende, strahlend heitere Frau, umgeben von drei lieblichen Kinderköpfchen, zu ihm hersah. Weicher ward der Glanz des Auges, unverwandt blickte er auf das Bild. —

Kamen sie ihm heute wieder, all die quälenden Gedanken, die ihn peinigten, ihn der Härte ziehen, der Grausamkeit an seinem Weibe?

Aber hatte er sie nicht tausendfach bereut, die harten Worte, die der erste sinnlose Schmerz ihm entrissen? Wollte er nicht freudig und gern gutmachen, Abbitte tun? Und hatte sie da nicht das erste Wort der Vergebung im Keime erstickt mit ihrem „Niemals“!

Und seither, — hätte er nur einen Blick aufgefangen, eine weichere Miene, auf daß er hätte hoffen können, sie würde versuchen zu vergessen und zu vergeben. Aber unerbittlich blieb sie.

Und er hatte sie doch so lieb, seine frohsinnige Hedwig! Wenn er auch nicht mit tändelnden Worten ihr zu zeigen vermochte, wie teuer sie ihm war. Schwerfällig und verschlossen war er, das Leben war ihm nicht leicht geworden, hatte ihn von Kindheit an in harte Schule genommen, ihn viel Bitternisse durchkosten lassen. Viel durchkämpfen und durchhungern hat er sich gemußt, bis er sein Ziel erreicht, da war's wohl gekommen, daß er Menschen und Dinge mit ernsteren Augen ansah wie manche andere, streng wurde in seinen Anforderungen an sich und andere.

Aber war das eine Entschuldigung für die Härte, mit der er an seines Kindes Leiche seine Frau gekränkt, ungerecht gekränkt, sein Gewissen sagte es ihm nachher, ein strenger Richter! — —

Doch was half es, heute wieder darüber zu grübeln? Sie wollte ja nicht vergeben, noch nicht! Wer weiß, vielleicht heilt die Wunde doch in Zeiten, noch war sie zu frisch, würde bluten und schmerzen bei der Berührung.

Seufzend suchte der Pfarrer sich wieder in seine Predigt zu vertiefen. Aber die Worte flimmerten ihm vor den Augen. Und die Gedanken kamen und gingen, — kamen und gingen, — drehten sich unablässig um die Frau, die er mit hartem Wort seinem Herzen entfremdet, sodaß beide nun friedlos waren. Und morgen war Ostern und er wollte hingehen und zu der Gemeinde sprechen von der Liebe und dem Frieden — — Und war selber friedlos!

Wie, wenn heute der rechte Tag war, anzuklopfen an seines Weibes Herz, auf daß auch ihnen die Auferstehung würde aus dem finsteren Tale, in dem ihre Seelen umherirrten, zu lichten Höhen, wo der Frieden wohnte, und die Liebe, — und das Glück. . . . .

Mit einem befreienden Aufatmen, und so schnell, als flüchte er vor eigenen Gedanken, die ihn zurückzuhalten versuchen wollten, erhob sich der Pfarrer.

Noch einen Blick warf er auf das Bildnis des segnenden Christus. Und der Heiland lächelte voll Güte.

Und leise klang irgendwo her eine Stimme: „Aber die Liebe ist die größeste unter ihnen."

* * *

Kühler ward der Frühlingsabend. Dunkel hoben sich die Bäume des Friedhofes vom klaren Himmel ab. Wie riesige Wächter standen sie, die den Frieden der er zu schützen hatten, die zu ihren Füßen schliefen.

Unbemerkt von der zusammengesunkenen Frau war der Pfarrer näher getreten. Als er sich neben sie auf die Bank niederließ, schrak sie auf, versuchte sich zu erheben, aber mit sanfter Gewalt faßte er ihre bebenden, eiskalten Hände, bat sie mit weicher Stimme, ihm zuzuhören.

Abgewandten Antlitzes blieb die Frau. Da redete er. Unaufhaltsam drangen ihm die Worte von den Lippen, seiner Seele Tiefen öffnete er vor seinem Weibe, es sollte für immer Klarheit, Verstehen zwischen ihnen werden.

Lange sprach er und seine Stimme klang heiser vor innerer Bewegung. Angstvoll forschten seine Augen in seines Weibes Mienen. — Ob er die rechte Stunde gefunden, anzuklopfen an ihrem Herzen?

Und da sah er, wie blitzende Tränen lautlos über ihr Gesicht rieselten. Wie Tautropfen schienen sie ihm, niedergleitend von der starren Eisrinde um das Herz der Frau.

Da umfaßte er sie. Sie wehrte es ihm nicht, sanft lehnte sie ihren Kopf an seine Schulter und weinte, still und unaufhaltsam, als sollten die Tränen auslöschen alles, was sich an Bitterkeit und Groll aufgespeichert in ihrer Seele.

Und des Mannes Blick flog beseeligt zur Höhe und mit befreiendem Atemzug rief er leise: „Auferstehung"!

Und wie unterdrückter Jubel klang's in seiner Stimme.

Die Notlage des modernen Religionslehrers.

Thesen für Darmstadt.

Sitzung der zweiten Sektion des Deutschen Protestantenvereins. 19./20. April 1906.

I. Religion ist persönliches Leben und ihre Gewißheit beruht auf der subjektiven Erfahrung von ihrer befreienden Kraft.

II. Persönliches Leben läßt sich nicht lehren und eine subjektive Erfahrung nicht künstlich erzeugen.

III. Aus diesen Erkenntnissen ergibt sich die Notlage des modernen Religionslehrers; denn die Lehrpläne, nach denen der Unterricht zu gestalten ist, und die Behörden, denen die Aufsicht über den Unterricht obliegt, folgen häufig einem überwundenen Begriff von dem, was das Wesen der Religion ausmacht, und in vielen Familien herrscht ebensowenig Klarheit darüber.

IV. Aus dieser Situation entstehen fortwährende Konflikte für den Lehrer, dem es um die Herausbildung wirklich religiöser Charaktere zu tun ist. Mit dieser Notlage gilt es sich abzufinden.

V. Die Überwindung der vorhandenen Schwierigkeiten darf nicht mit einem Opfer des Verstandes und nicht mit einer Zerstörung des Gewissens erkauft werden. Das ist möglich

a. wenn man die auch im Dogma vorhandenen religiösen Kräfte anerkennt und von ihnen ausgehend weiterbaut,

b. wenn man den Religionsunterricht aus seiner Isolierung löst und zu dem gesamten geistigen Leben unserer Zeit in Beziehung setzt.

VI. Dieser Aufgabe kann der Unterricht allerdings nur dann gerecht werden, wenn der Religionslehrer nicht nur über die erforderliche historische Bildung verfügt, die ihn die Vergangenheit mit den ihr eigentümlichen Maßstäben messen lehrt, sondern wenn er auch die im geistigen Leben unserer Zeit wirksamen Kräfte erkennt. Daß er persönlich religiöse Erfahrung besitzt, ist dabei eine selbstverständliche Voraussetzung.

VII. Vor allem aber muß der Schüler von dem Lehrer den Eindruck unbedingter Wahrhaftigkeit empfangen. Diese Wahrhaftigkeit darf sich nicht im Zerstören, sondern sie muß sich im Aufbauen bewähren.

VIII. Nur da, wo mit zartem Takt das vorhandene, aber falsch begründete religiöse Leben bewahrt, von den Schlacken gereinigt und zu neuer Sicherheit geführt wird, ist das Ziel, religiöse Persönlichkeiten zu erziehen, erreichbar.

D. Erwin Preuschen.

Vom Büchertisch.

Ideen zu einer Neu-Reformation der Lutherischen Kirche. Von Dr. juris Ad. Aßmann, in Hamburg, Cremon 32. Verlag von Brauer u. Co., Berlin, November 1905. 32 S. 50 Pfg.

Ein Laienbekenntnis! Wenn doch recht viele Laien den Pfarrern durch solch ein Bekenntnis zeigten, wie sich in der Seele eines modernen Menschen die Kirchenlehre spiegelt, damit diese Pfarrer von ihrer dogmatischen Lehre „vom Menschen" sich zur Erkenntnis des Menschen und der Menschen, mit denen sie es im Amt zu tun haben und die von ihnen etwas haben sollen, erlöst würden.

Der Verfasser bekennt zum Schluß, durch eigenes Nachdenken und Sinnen und durch Lesen in der Schrift, ohne Beeinflussung durch moderne Theologen, zu diesen Ideen gekommen zu sein, die er nun, 84 Jahre alt, bekannt gibt, damit „dadurch der eine oder andere veranlaßt werden möge, sich in dieser Weise dem höchsten Wesen hinzugeben und dadurch wahren Glückes teilhaftig zu werden".

Der Verfasser hat ein lebendiges, persönliches Verhältnis zu Gott, zu dem er betet, von dem er gewiß ist, daß er Gebete erhört. In diesem Verhältuis stört es ihn nicht, daß er Jesus, um der widersprechenden Berichte und des auffälligen Schweigens bei Marcus, Johannes und Paulus willen, nicht für den Jungfrauensohn, sondern für einen Menschen hält, der in sich die göttlichen Eigenschaften, vor allem die Liebe, verkörpert. Seine Wunder sind Gottes Wirkungen auf sein Gebet hin oder Mißverständnisse, wie das Kanawunder, wo Jesus den guten Wein als Hochzeitsgeschenk mitgebracht hat und nun, als der Wein fehlt, ihn in jene zwölf Krüge füllt. Hier, wie im Anfang, wo das Apostolikum als ein Werk der Reformatoren erscheint, macht theologische Unkenntnis dem Laien Schwierigkeiten, die bei Kenntnis der Unmöglichkeit, das Johannesevangelium als Geschichtsquelle zu nehmen, verschwinden würden. Die leibliche Auferstehung leugnet der Verfasser um der Berichte willen, wie der Skrupel wegen, die ihm das Verbleiben des Leibes Jesu (die Himmelfahrt nur einmal berichtet, ist eine offenbare Unmöglichkeit) machen.

Der Verfasser ist der Meinung, daß die Kirche Anhänger seiner Anschauungen nicht im Pfarramt dulden dürfe, so lange das Apostolikum Bekenntnis der Kirche ist. Von einer Neubildung verspricht er sich nichts, als Ausweg empfiehlt er „daß neben dem eigentlichen Hauptbekenntnis ein zweites aufgestellt wird, welches ein bestimmtes Minimum der christlichen Wahrheiten enthält, so daß jeder, der sich zu diesem eventuellen Glaubensbekenntnis bekennt, noch als innerhalb der lutherischen Kirche stehend gelten kann, und ein jeder Geistlicher sich entweder auf das Apostolikum oder auf dies Minimalbekenntnis verpflichten kann".

Wie mit diesem Vorschlag, so mit mancherlei sonst nicht einverstanden, legen wir doch dankbar gegen den ehrwürdigen Verfasser, gestärkt durch die Erfahrung, daß die Wahrheit stille ihren Weg geht und den Menschen die Augen öffnet, dieses Selbstbekenntnis aus der Hand und empfehlen es unseren Lesern. Portofrei zu beziehen durch die Centralstelle Berlin S. 59, Hasenheide 59.

Alfred Fischer.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt Beilage Nr. 15.

Berlin
Bremen.

14. April 1906.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Deutscher Protestantenverein. — Die Abweichungen der Orthodoxie von den Bekenntnissen. — Zur Entscheidung im „Fall Römer". — Aus Baden. VI. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Deutscher Protestantenverein.

Sitzung des Ständigen Ausschusses und der II. Sektion in **Darmstadt**, Hotel zur Traube, am 19. und 20. April 1906.

Donnerstag, den 19. April.

10 Uhr: Sitzung des Ständigen Ausschusses.

1 Uhr. Gemeinschaftliches Mittagessen.

3 Uhr: Sitzung der II. Sektion des Deutschen Protestantenvereins (Kirchliches Leben).

1. Gegenstand: Die Notlage des modernen Religionslehrers. Ref. Oberlehrer D. Preuschen-Darmstadt.

2. Gegenstand: Die religiöse Erziehung im Hause. Ref. Pfarrer Immanuel Heyn-Greifswald. Freie Aussprache.

8 Uhr: Öffentliche Versammlung.

Ansprachen des Präsidenten, Reichstagsabgeordneten Schrader-Berlin. Pfarrer D. Wilhelm Brückner-Karlsruhe; Pfarrer Gamper-Dresden.

Freitag, den 20. April.

10 Uhr: Fortsetzung der Sektionssitzung.

Anschließend: Fortsetzung der Sitzung des Ständigen Ausschusses.

Zur Sitzung der II. Sektion und zur Abendversammlung sind Männer und Frauen herzlich eingeladen. Die Mitglieder des Deutschen Protestantenvereins und seiner Zweigvereine sind auch in der Sitzung des Ständigen Ausschusses willkommen.

Der Vorstand des Deutschen Protestantenvereins.
Karl Schrader, Präsident.

Wir begrüßen es freudig, daß der Deutsche Protestantenverein mutig die praktischen Fragen des kirchlichen und religiösen Lebens aufgreift. Möchte seine Tagung in Darmstadt vor allem auch von Lehrern und Laien reich besucht sein, möge es ihm gelingen, guten Rat, neue Freudigkeit, energischen Willen zur Frömmigkeit durch die gründliche Arbeit an den aufgestellten Themen, den Teilnehmern mitzugeben.

Die Abweichungen der Orthodoxie von den Bekenntnissen

behandelt Lic. R. Wielandt im 5. Heft der Reihe Kampf und Arbeit des freien Christentums in Deutschland. — Die Protestler gegen Römer aus Rheinland und Westfalen, Josephson, D. Reinmuth in Baden, Pastor Marth in Lübeck, die Professoren Ecke, Seeberg, Lütgert, Walther, Nösgen, Sellin, Beth, Dr. Lepsius und selbst Adolf Stöcker müssen dies bezeugen! — Die Schrift ist zur Massenverbreitung geeignet. Je 50 Exemplare kosten 10 Mark, das Einzelheft 25 Pfg.

Zur Entscheidung im Fall Römer.

Wieder beobachten wir das Spiel, wie im Fall Fischer und im Fall Heyn, in der politischen Presse nehmen die Konservativen und nehmen die Liberalen die Entscheidung des Oberkirchenrates für sich in Anspruch. Jene berufen sich auf die scharfen Urteile über die Predigt Römers, die Auslassungen seien ungehörig, die Predigt ärgerlich, der Ausdruck des Glaubens der Kirche sei verächtlich behandelt, die Kanzel sei mißbraucht, der Anstoß sei auch durch den zweiten Teil der Predigt nicht gehoben, auch durch die Darlegungen Römers im Rekurs nicht beseitigt, der Beschluß des Koblenzer Konsistoriums wird bestätigt.

Die Liberalen aber unterstreichen mit Recht den Satz: „Auch trifft die Annahme der Beschwerde nicht zu, daß Lic. Römer vom Pfarramt wegen seiner Wahlpredigt ausgeschlossen worden sei. Vielmehr ist lediglich über seine Wahl in Remscheid Entscheidung getroffen und die Bestätigung versagt worden", und den anderen: „Nicht die theologische Denkweise des Lic. Römer überhaupt, sondern seine Auslassungen in der Wahlpredigt, besonders über die Gottessohnschaft Christi, bildeten den Gegenstand des von dem Konsistorium als begründet anerkannten Einspruchs aus der Gemeinde."

D. Fischer ist im Amt geblieben, Pfarrer Heyn ist heute noch Pastor in Greifswald, Pfarrer Jatho ist Pfarrer in Köln, Lic. Römer bleibt vollberechtigter Bewerber um ein Pfarramt der Landeskirche. Die Orthodoxie hat Recht bekommen, aber sie ist enttäuscht, der Liberalismus hat Unrecht bekommen, aber man hat nicht Mut, Lust oder Fähigkeit, ihn zu vernichten.

Die preußischen Kirchenbehörden haben auf der einen Seite mit der tatsächlichen, wie immer auch zu stande gekommenen orthodoxen Majorität der Synoden zu rechnen, sie sehen die Betriebsamkeit der modernen Orthodoxie auf dem Gebiet der inneren Mission, sie beobachten die auf keinerlei Sachkenntnis gestützte, aber um so heißer aus dem Gefühl herauskommende Entrüstung der Gemeinschaftskreise gegen jeden Schimmer einer freieren Auffassung in der Kirche, sie sind endlich selbst orthodox, — sie haben aber das Erstarken des Liberalismus in der neuen Tätigkeit und dem Wachstum des Protestantenvereins, in dem Entrüstungssturm im Fall Fischer, in den Neubildungen am Rhein und in Westfalen, sie haben den Einfluß liberaler Ideen auf die „Christliche Welt" und auf die preußische Mittelpartei, sie haben den Erfolg der Religionsgeschichtlichen Volksbücher gesehen, sie können nicht, was der „Reichsbote" und die orthodoxe Parteileitung sich leisten können, die von Stöcker als „Millionen" gezählten nicht orthodoxen Gemeindeglieder als Quantité negligeable einfach ignorieren. So sind wir allerdings über die Ära Kögel-Stöcker-Hegel hinausgekommen. Man hat die Drohung und die Weissagung einer bevorstehenden Spaltung der Kirche, wie sie von der Orthodoxie als notwendig proklamiert wird, vernommen, man will zusammenhalten, man fühlt die Verantwortung vor der Geschichte und vielleicht auch vor einer anderen Stelle. Ob auch das Vorbild Badens und Elsaß-Lothringens, in dem über der erklärten Gleichberechtigung die Kirche nicht zu Grunde gegangen ist, einwirkt, wissen wir nicht. Jedenfalls hat man noch nicht den Mut, jene Gleichberechtigung schlichtweg anzuerkennen, man wird ihn gewinnen, wenn eine immer stärker wachsende kirchlich-liberale Partei, die in der Kirche und für die Kirche protestantisch-frei und evangelisch-fromm arbeitet, den Alleinherrschaftsansprüchen der Orthodoxie ent-

gegentritt. Diese Partei zu schaffen ist unsere Sache, indessen ist die stillschweigende Anerkennung unseres Rechtes auf Arbeit in der Kirche, wie sie in den letzten Oberkirchenratserlassen erkennbar ist, hinzunehmen.

Bedauerlich freilich vor der Öffentlichkeit und unsere Arbeit an den der Kirche Entfremdeten erschwerend ist der Umstand, daß einfachen Laiengemütern, die mit der Sprache der Diplomatie nicht vertraut sind, der Eindruck der Unwahrhaftigkeit der augenblicklichen Lage die Mitarbeit im kirchlichen Leben sauer macht. Entrüstete Äußerungen zur Entscheidung des Oberkirchenrates geben uns davon Zeugnis.

„125 Unterschriften hat die Orthodoxie in Remscheid gegen Römer aufgetrieben gegen die tausend Besucher der Römerversammlung mit einer scharfen Resolution für R. Aber die 125 haben Recht bekommen gegen die Tausend, weil sie orthodox sind."

„Wo bleibt die Verfassung und die Selbständigkeit der Gemeinden, wenn fünf Protestler einfach einen Beschluß der erwählten Körperschaften durch den Hinweis auf ein Ärgernis, das sie nehmen, mit Hülfe der ihnen gleichgesinnten und nur auf ihre Schonung bedachten Kirchenbehörde vernichten können?"

„Wer schützt uns denn vor den Anklagen und Verdächtigungen unserer Frömmigkeit, wer schützt uns Freigesinnte vor der verächtlichen Behandlung auf der Kanzel durch orthodoxe Pfarrer?"

„Wenn also Römers theologische Denkweise nicht verurteilt ist, wenn er nun das nächste Mal nicht so offen seine Anschauungen zum Ausdruck bringt, vielleicht weil der Text es nicht fordert, dann wird er bestätigt, — wenn nicht wieder ein oder zwei „Geärgerte" sich finden, die immer aufzutreiben sein werden!"

„Der Oberkirchenrat liefert euch liberale Geistliche durch seinen Römererlaß den Denunzianten aus und die Denunziation ist von der Landeskirchlichen Versammlung in Berlin als fromme Pflicht des Glaubens heilig gesprochen."

„Niemals wird man mir klar machen, daß der Erlaß des Oberkirchenrats nichts weiter sei als eine Auslegung des Koblenzer Konsistorialentscheides. Vielmehr greift der Oberkirchenratserlaß ein Moment in der Diskussion der Koblenzer Konsistorialsitzung auf, macht es zur Hauptsache, läßt die klare Lehrentscheidung von Koblenz fallen und wendet sich gegen die Ausdrucksweise, die Ausdrücke, die Verwendung derselben auf der Kanzel. Das war aber nicht Gegenstand des Protestes der Orthodoxen von Remscheid, sondern eben die theologische Denkweise."*)

Es ist gut, wenn der Oberkirchenrat solche Laienurteile hört, sie haben alle ihr Recht, sie haben ihren Grund in der unklaren Haltung der Kirchenbehörde, sie sind nicht geeignet, die Achtung vor der Behörde der Kirche des Evangeliums der Wahrheit zu fördern, sie vermehren die Mißstimmung gegen die Kirche, sie erschweren unsere Arbeit an den der Kirche Entfremdeten.

Aber Entrüstungsausrufe und Anklagen machen müde und ärgerlich, Arbeit macht froh und frisch. Jede ernste Vertiefung in die wirklich bleibenden Gedanken des Evangelismus jede ernste Verwirklichung dieser Gedanken im Leben des Einzelnen, jede Stärkung der liberalen Organisation und der Unternehmungen des kirchlichen Liberalismus bringt uns weiter als unnütze Kannegießerei über zunächst nicht zu ändernde Geschehnisse.

Zwei Punkte müssen wir nur noch hervorheben:

1. In einem liberalen Blatt wurde angekündigt die fortgesetzte Wiederwahl Römers in Remscheid. Dieser Entschluß ist aus dem Wunsch, Römer zu gewinnen, begreiflich, aus dem ersten Zorn über die Nichtachtung des Gemeindewillens erklärlich, — wir hoffen aber, er wird nicht durchgeführt um Römers und vor allem um der Gemeinde willen. Evangelische Gemeinden sind zu schade, um als Versuchskaninchen für Kraftproben kirchenpolitischer Parteien auf die Dauer zu dienen. Man mag Römer noch einmal wählen,*) er mag noch einmal predigen, er mag zeigen daß er kann, was er als sein eigentliches Prinzip der Predigt, von dem er nur um der Situation willen abgewichen ist, aufgestellt hat, die Gemeinde zu erbauen. Er hat ja nun nicht nötig, seine theologische Denkweise auf der Kanzel in theologischen Erörterungen darzulegen, sie ist bekannt. Es mögen die Orthodoxen die Kirchenbehörde durch den vermutlich dennoch kommenden Protest zur Konsequenz ihrer jetzigen Stellungnahme nötigen — das geht uns nichts an —, wir aber wollen nicht drohen, sondern verständig und mit rechter Liebe das Interesse der Remscheider Gemeinde als das oberste vertreten.

2. Römer hat sich tüchtig bewährt in seiner Offenheit, in seiner Tapferkeit und in seiner religiösen Gesinnung, das sollte aber im Grunde selbstverständlich für einen evangelischen Theologen sein und eröffnet ihm nicht etwa die Aussicht auf eine glänzende liberale Carriere, die etwa, wie man von politisch-liberaler Seite geschmackvoll geraten hat, auf der Kanzel der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche ihren Höhepunkt erreichte. Wir wissen von dem uns lieb gewordenen Theologen, daß er arbeiten und wirken will, nicht Carriere machen und würden es jeder liberalen Körperschaft schwer verdenken wenn sie aus anderen als kirchlichen Motiven Römer beriefe. Es ist ungesund, in der Jugend Märtyrer zu werden, wegen der Torheit des eigenen Herzens, — vor allem aber wegen der Torheit der anderen Menschenkinder. Römer wird seine Arbeitsstätte finden, auch ohne daß Reklame für ihn gemacht wird.

Aus Baden.

IV. (Vgl. Beil. Nr. 2, 9 und 13.)

Mehr als von unseren kirchlichen Verhältnissen ist in der letzten Zeit außerhalb unserer Grenzen von unseren politischen gesprochen worden. Das Wahlabkommen, das

*) In dem Protest gegen Römer heißt es:

Aus der beigefügten Gastpredigt des Herrn Lic. Römer, der ein von demselben eingereichtes Manuskript zu grunde liegt, ergibt sich jedoch unzweideutig, daß der Gewählte hinsichtlich seiner Anschauungen von der Person Christi weder auf dem Boden der heil. Schrift, noch dem des evangel. Bekenntnisses steht, daß die Predigt somit den nach § 75 der rheinisch-westfälischen Kirchenordnung zu stellenden Anforderungen nicht entspricht und daß der Gewählte nach seiner eigenen Aussage (vergl. S. 11 und 12) nur mit Widerstreben und gegen seine innere Überzeugung sich der durch die kirchliche Agenda vorgeschriebenen Vorlesung des ev. Glaubensbekenntnisses unterwirft. —

Die Unterzeichneten haben daher zu dem Gewählten nicht das Vertrauen, daß derselbe die in § 66 der Kirchenordnung aufgeführten Pflichten eines evangelischen Pfarrers in Gottesdienst, Verwaltung der Sakramente, geistlichen Amtshandlungen, Jugendunterricht und Seelsorge der heiligen Schrift und dem evangelischen Bekenntnis gemäß erfüllen wird. Sie würden vielmehr, zumal da schon jetzt infolge der Gastpredigt in kirchlichen und christlichen Kreisen der Gemeinde eine hochgradige Erregung (der 125! die Red.) Platz gegriffen hat, in einer eventuellen Bestätigung der Wahl den Ausgangspunkt einer unheilvollen Verwirrung der religiösen Anschauungen innerhalb der hiesigen Gemeinde und den Anlaß zu unausgesetzten Mißhelligkeiten mit den anders gesinnten Gemeindegliedern und Amtsbrüdern erblicken, und erheben daher auf Grund des § 59,14 der Kirchenordnung Einspruch gegen den Gewählten. — Durchaus zutreffend lautete auf diesen Protest die Entscheidung des Koblenzer Konsistoriums:

— — — Nach sorgfältiger Prüfung der Angelegenheit hat das Kollegium einstimmig beschlossen, daß der gegen diese Wahl unter dem 2. Oktober v. J. von einem Pfarrer, drei Presbytern und einem Diakonen erhobene Einspruch als begründet anzuerkennen ist. — —

Wenn auch in der Beratung Ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit und Ihr sittlicher Ernst ihre volle Würdigung fanden, so blieb doch auf keiner Seite ein Zweifel darüber bestehen, daß Ihre theologischen Anschauungen, insbesondere hinsichtlich der Person Christi, wie sie in der gedruckten Gastpredigt vorliegen, so sehr von der heiligen Schrift und dem evangelischen Bekenntnis abweichen, daß auch bei der weitherzigsten Beurteilung eine andere als die getroffene Entscheidung ausgeschlossen erschien . . . . (vgl. 1905 Beil. 53 S. 638).

Nach den Feststellungen Hackenbergs im Landtage ist der Beschluß der Nichtbestätigung einstimmig, die Gründe für diese Abstimmung bei den Teilnehmern der Sitzung sind verschiedene gewesen, indem schon damals einige auf die Form, die Mehrzahl wohl doch auf den Inhalt hin die Nichtbestätigung aussprechen wollten.

*) Wird nach einem Beschluß des Presbyteriums geschehen.

die Nationalliberalen, Freisinnigen, Demokraten, Nationalsozialen und Sozialdemokraten mit einander für die Stichwahlen getroffen haben, um gemeinsam das Zentrum zu bekämpfen, hat auf viele einen so befremdlichen Eindruck gemacht, daß bekanntlich sogar der Reichskanzler selbst ihm einen Tadel hat zuteil werden lassen. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, rein politische Angelegenheiten ausführlich zu besprechen. Nur darauf muß hingewiesen werden, daß die ganze Sache als ein negativer Erfolg des Zentrums angesehen werden muß. Es werden wohl viele, die der Parteianordnung folgend, einem Sozialdemokraten die Stimme gaben, in irgend einem Maß ein Gefühl der Unbehaglichkeit gehabt haben. Aber einem Zentrumsmann heutiger Fasson Unterstützung zu leihen, das ist eben tatsächlich für viele noch viel unmöglicher. Das hieße, vom religiösen Standpunkte aus angesehen, den Mißbrauch der Religion und Kirche für politische Zwecke gutheißen. Es greift in unserem Lande die Überzeugung um sich, daß das erste politische und kulturelle Erfordernis sei, das unerträgliche Herrschaftsgelüste des Zentrums zu zerbrechen und dem Schaden Einhalt zu gebieten, den es fortgesetzt im Namen der Kirche dem eigentlich christlich-religiösen Wesen zufügt. Daß man eine Bekämpfung des Zentrums mit politischen Mitteln allein nicht erfolgreich durchführen kann, das sollte freilich unser nicht-ultramontanes, unser liberales Volk mehr und mehr einsehen lernen. Hier müssen religiöse, christliche Kräfte ins Feld geführt werden. Das uneinsichtig und teilnahmlos gewordene Volk muß wieder lernen, die Bedeutung und Unentbehrlichkeit des religiösen Lebens wert zu schätzen und entsprechend sich zu verhalten. Es wird fortgesetzt unsere Hauptaufgabe sein, nach dieser Richtung hin aufklärend und zurückerobernd zu wirken.

Wie sehr das Zentrum verdient, mit ganzer Entschlossenheit befehdet zu werden, das zeigt sich auch daran, daß jetzt sogar unsere doch gewiß sehr friedliebende und nachgiebige Regierung nicht mehr ganz stillschweigen kann. Anfang Februar hat bei den Landtagsverhandlungen der Staatsminister von Dusch seinem Herzen etwas Luft gemacht. Es geschah zwar in sehr zurückhaltender Form. Aber immerhin wurden dem Zentrum Vorschläge zu seiner eigenen Besserung gemacht. Es wurde darauf hingewiesen, daß ein annehmbares Verhältnis des Zusammenarbeitens zwischen Regierung und Zentrum nur dann möglich sei, wenn es der gegenwärtig in ihm herrschenden verlogenen Geschichtsbetrachtung den Abschied gebe. So hat der Ausdruck des Ministers nicht gelautet; aber dies war der Sinn seiner Worte. Denn gerade das ist eine der Hauptsünden des Zentrums im letzten Wahlkampf gewesen, daß es das Volk mit Geschichtsbetrachtungen aufhetzte, die eine geradezu unglaubliche Verdrehung der Tatsachen waren. Es geschah in den „Waldmichelflugblättern", die vom Freiburger Benefiziaten Dr. Schofer verfaßt sind und im Punkt der Kirchenpolitik in einer Weise auch die besten Erinnerungen unserer Regierung mißhandelten, daß da auch der gutmütigste Minister wild werden konnte.

Bezeichnend für das Verhältnis zwischen Staat und Kurie ist auch das, daß die Regierung sich genötigt gesehen hat, das politische Treiben der katholischen Pfarrer einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Was von den Herren der Kirche in dieser Beziehung in der letzten Vergangenheit geleistet wurde, das grenzt ans Aschgraue. Für sie bestand tatsächlich die Seelsorge wochenlang hauptsächlich in politischer Beeinflussung der Wähler, auf der Kanzel, im Beichtstuhl, auf dem Felde, auf der Straße, im Wirtshaus und in der Küche sozusagen. Diesen Tempel hätte Christus jedenfalls nicht minder rein gefegt, wie jenen anderen. Jetzt sind einige gerichtliche Untersuchungen von der Staatsanwaltschaft eingeleitet gegen Priester, die so weit gegangen sind, daß sie die zu recht bestehenden Staatsgesetze einfach mißachteten. Ein anderer bediente sich im Zusammhang der Wahlschlachten solcher anfechtbaren Methode, daß er wegen Verleitung zum Meineid angeklagt wurde. Die Verhandlungen haben zwar mit Freisprechung geendigt, liegen aber zunächst noch dem Reichsgericht zur Entscheidung vor. Die früheren Warnungen, die die Regierung an die Freiburger Kurie gerichtet hat, hat diese zuerst stillschweigend in den Akten verschwinden lassen, ohne sie überhaupt einer Antwort zu würdigen. Die nachher auf Mahnung hin erfolgte Antwort war offenbar so gut wie gar keine. Wenigstens hat die Warnung der Regierung nicht den mindesten tatsächlichen Erfolg gehabt. Ob ein drittes Schreiben der Regierung mehr gefruchtet hat, ist zurzeit noch unbekannt. Soviel ist klar, daß die Regierung in Kampfstellung gegen die Kurie sich befindet. Die nicht-ultramontane Bevölkerung sollte alles tun, die Stellung der Regierung zu stärken. Die seit der Hauptwahl erforderlich gewesenen Nachwahlen haben freilich diesen Dienst nicht geleistet. Der „Block" hat bei ihnen schlecht abgeschnitten. Er ist gegen die immer noch mehr um sich greifende Herrschaft des Klerus über die katholische Bevölkerung nicht aufgekommen.

Es ist aber noch ein Ereignis zu erwähnen, das die Ultramontanen aus lang gehegten Träumen, wie wir zu Gott hoffen wollen, für immer aufgeweckt hat. Es ist die Geburt eines Thronfolgers. Es war ja immer ein schmerzlicher Gedanke, nicht nur für die großherzogliche Familie, sondern für die ganze evangelische Bevölkerung, daß später einmal eine katholische Linie solle zur Regierung gelangen. Nun ist aber durch den Prinzen Berthold — diesen Namen erhielt der Sohn des Prinzen Max — wieder zu einer anderen Hoffnung der Grund gelegt. Für das großherzogliche Paar bedeutet das die schönste Verklärung ihres Lebensabends, die es sich denken und wünschen konnte. Es hat wohl neben manchen anderen auch diesen Sinn haben sollen, daß bei der Taufe Präsident Helbing über den Text sprach: Heute ist diesem Haus Heil widerfahren.

Nachrichten.

Braunschweig. Die kirchlich-liberalen Kreise unseres Landes sind organisiert in dem „Freien kirchlichen Verein"; seine leitenden Männer wohnen in der Residenz und sein Arbeitsfeld ist die Stadt selbst. Da war es nun erfreulich zu begrüßen, als sich vor Jahresfrist in einer unserer Kleinstädte (Seesen) ein „Ausschuß" bildete, um durch Vortragsabende in Seesen für die „wissenschaftlichen und praktischen Bestrebungen der modernen (liberalen) Theologie" in Seesen und Umgegend Interesse zu erwecken. Dieses kühne Unternehmen glückte dank der glücklichen Zusammensetzung des Ausschusses. Dieser besteht aus zwei Pastoren (einem braunschweigischen und einem hannoverschen), einem Fabrikdirektor, einem Kaufmann, einem Lehrer, einem Landwirt und einem Tierarzt; sämtlich aus Seesen und Umgegend. Wir sehen, es ist die Laienwelt, welche religiöse Aufklärung wünscht. Die beiden ersten Vortragsabende dieses Winters, auf denen D. Bousset aus Göttingen über den „Gottesglauben" und Pastor Schünemann aus Osterode a. Harz über die „Inspiration" sprach, waren von 150 bezw. 180 Personen besucht. Auf dem dritten Abend sprach D. Bousset über die „Babylonische Nationalreligion" und Pastor Chappuzeau aus Hainholz über „Bibel und Babel"; die Zahl der Teilnehmer betrug über 200! Der vierte Vortrag wurde von Pastor Keck aus Herrhausen über „Wunder und Glaube" gehalten, und erfreute sich desselben guten Besuches wie der dritte. Interessant war auch die Zusammensetzung der Versammlungen: Pastoren waren gewöhnlich sechs oder sieben erschienen, ferner begrüßten wir Drechsler, Bäckermeister, sehr viele Lehrer, Postbeamte und Landwirte. Alles in allem, unser Seesener kirchlich-liberaler „Ausschuß" kann mit Befriedigung auf die vier Vortragsabende dieses Winters zurückblicken! —

Vereine und Versammlungen.

Berlin. Berliner liberale Pastoralkonferenz. Frühjahrsversammlung, Montag, den 23. April 1906, nachm. 5 Uhr, Berlin W., Wilhelmstraße 92/93, im Architektenhaus, Saal G. Tagesordnung: Vortrag des Herrn Pastor Haupt in Berlin über den Konfirmandenunterricht. — Meinungsaustausch. — Geschäftliches. — Nach den Verhandlungen zwangloses Beisammensein. Die Verhandlungen sind nicht öffentlich. Theologen im Kirchen- oder Schulamt und Kandidaten der Theologie sind als Gäste herzlich willkommen.

Kirchlich-liberaler Verein des Westens. Freitag, den 20. April d. J. in der Viktoriabrauerei, Berlin W., Lützowstraße 112, Diskussionsabend. Thema: „Bedürfen wir des Pfarrers noch?" Einleitendes Referat Pastor Gebhardt (Lutherkirche).

Dr. C. ERNST
Kunstanstalt für Kirchenschmuck
BERLIN W. 8,
Kronenstrasse 24.
Vom 1. April ab: W. 9, Köthenerstrasse 16.
Muster und Abbildungen kostenlos.

Flügel Pianinos Phonola — Julius Blüthner — Berlin W. Potsdamerstrasse 27 b.

Lebens-, Militärdienst-, Braut-Aussteuer-, Pensions- u. Renten-Versicherung.
Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.
Gesamtversicherungsstand: 650 000 Versicherungen. || Zugang monatlich 6000 Mitglieder.
Vermögensstand mehr als 40 Millionen Mark.
Prospekte und Versicherungsbedingungen, sowie Antragsformulare kostenfrei.
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

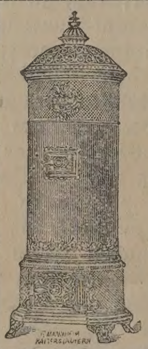
Der Volkserzieher
Blatt für Familie, Schule und öffentliches Leben. Organ der Volkserzieher-Gemeinde.
Der Bücherfreund
Blatt für Kunst, Religion und Wissenschaft. Organ der Volkserzieher-Bibliothek.
Germanenbibel
Aus heiligen Schriften germanischer Völker.
Abonnenten obiger Blätter sind gegen Zahlung von 1 Mark jährlich Mitglieder der fast die ganze moderne Literatur umfassenden Volkserzieher-Bibliothek. Man fordere ein unentgeltliches Probeabonnement auf einen Monat vom Volkserzieher-Verlag
Wilhelm Schwaner, Berlin N. 54,
Brunnen-Strasse 10.

Bei der Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche ist eine Pfarrstelle zu besetzen. Das Gehalt richtet sich nach dem für die Besoldung der Geistlichen an den zuschussbedürftigen Gemeinden des Berliner Stadtsynodal-Kreises geltenden Regulativ. Neben dem Gehalt wird eine Mietsentschädigung von 1500 ℳ. jährlich gewährt. Das Dienstalter des zu berufenden Geistlichen wird nach den Bestimmungen des Kirchengesetzes betr. das Dienstalter der Geistlichen vom 17. April 1886 berechnet. Bewerbungen sind innerhalb 4 Wochen vom Datum dieser Bekanntmachung ab unter der Adresse des Vorsitzenden des Gemeinde-Kirchenrats der Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche, Berlin W. 50, Achenbachstr. 18, einzureichen.

Berlin, den 5. April 1906.

Der Gemeinde-Kirchenrat
D. Koehler, Pfarrer.

Die Abweichungen der Orthodoxie von den Bekenntnissen.
Von Lic. R. Wielandt.
Heft 5 von: „Kampf und Arbeit des freien Christentums in Deutschland“.
Preis 25 Pf.
Zum Massenvertrieb in Vereinen und Versammlungen geeignet.
50 Exemplare 10 Mk.
Man muß gespannt sein, was die Orthodoxie zu dieser ihren Selbstruhm der „Rechtgläubigkeit“ zerstörenden Schrift sagt.
Einzeln und in Partien gegen Einsendung des Betrages und Porto zu beziehen durch die Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Berlin S. 59, Hasenhaide 59.

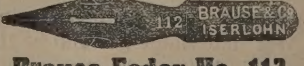
Henn's Kirchenöfen D. R. P.

Monatelang auf Probe!
E. Henn, Ofen-Fabrik, Kaiserslautern.

Junger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten herausgegeben von Pastor R. Emde
Preis brosch. ℳ. 1.25, geb. ℳ. 2.25.
Die Sammlung enthält fünfundzwanzig Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Bremen. Verlag von Carl Schünemann.

Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig (Alte Leipziger).
Niemand versäume, sich durch Abschluss einer Lebensversicherung die beruhigende Gewissheit zu verschaffen, für die Seinen und dadurch auch für das eigene Alter gesorgt zu haben. Spezielle Kostenberechnungen sendet bei Angabe des Alters und der Versicherungssumme ohne jede Verbindlichkeit kostenfrei die
General-Agentur zu Halle a. S., Johannes Erbss, Magdeburgerstr. 8.

Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

Gegründet 1826. **G. Herbert,** Gegründet 1826.
Berlin SW. 13, Alte Jakobstrasse 5.
Spezial-Geschäft mit eigenen Werkstätten für
evangel. Prediger-Ornate (Talare von 16—65), Baretts von 5 Mk. an, Bäffchen von 40 Pf. etc.
evangel. Paramente von den einfachsten bis zu den reichsten.
evangel. Ornamente und vasa sacra in echt und unecht. Kirchenteppiche, Kirchenkronen, kirchliche Ölgemälde, Oblaten mit Kruzifix à Mille 1,30 Mk. Altar-Leuchter und Lichte etc.
Ehrende Zeugnisse hochgestellter Geistlichen, Konsistorien, Regierungen und Private. Proben, Preisverzeichnisse und Berechnungen kostenlos.

Deutscher, schreib' mit deutscher Stahlfeder!


Brause-Feder No. 112,
berühmte Bürofeder, hochelastisch und dauerhaft. Grs. M. 2.—. Zu beziehen durch die Schreibwarenhandlungen.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.